

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	53 (1949-1950)
Heft:	4
 Artikel:	Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Fortsetzung folgt]
Autor:	Küchler-Ming, R.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-662372

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE LAUWISER

und ihr See

Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836

Von R. Küchler-Ming

4

Jeder von uns weiß, daß Lauwiss nicht mehr Rat und Statt hat für das zunehmende Volk. Aber jeder von uns weiß auch, daß er tiefer eingewurzelt ist im Lauwiserboden als der Schybenbaum am Sattel, und daß er lieber Hungers verbergen möchte zu Lauwiss als draußen in der fremden Welt den Ranzen füllen. Nur einer" ... hier wird des Weibels Stimme weich, und er fängt schier an zu stottern. Der Hansli sieht den Vater nur im Rücken, aber er merkt es doch, wie er bitter hinunter schlucken muß.

"Nur einer will den Bündel auf den Buckel nehmen und dem Frieden z'lieb fliehen mit Weib und Kind, weil er sieht, daß der Gescheitere muß nachgeben, wie einst Abraham dem Bruder z'lieb nachgegeben hat und ausgezogen ist. Aber was wird aus Lauwiss, wenn grad die gehen wollen, die noch am ehesten einen fremden Löffel im eigenen Mutigli dulden und immer zu haben sind, wenn's für andere zu fällen und zu reisten gilt."

Der Hansli weiß, von wem die Rede ist. Er hat's gehört, wie der Vater, als er die Milch in die Küche brachte, der Mutter erzählte, der Gäßlipeter feilsche zu Wolfenschießen um ein Heimwesen. Die Gäßlimatte sei zu klein geworden und der Tisch zu schmal für seine und seine Bruders Buben. Und da es nichts gebe aus dem Seeabzug, so müsse in Gott's Namen einer mit dem Volksabzug beginnen.

Und jetzt sitzt er da unten am Tisch, der Gäßlipeter, dem Onkel Schulherrn gegenüber, hält seine, mit steifem, braunem Haar überstrichene Stirne in der schwieligen Hand und starrt in den Tisch hinein, als wollte er ihn mit seinem Blick durchbohren.

"Können wir das zulassen, daß unsere bravsten Hausväter das Nest zur Gmeind hinaustragen müssen, weil der Präsi mit seinen Stierhörnern die Speis wegstoßt, die wir im See-

boden aufbringen könnten?" sagt der Weibel und schlägt die Faust auf den Tisch.

"Die Gmeind will den See behalten. Die Mehrheit hat's beschlossen", sagt der Gäßlipeter dumpf und eintönig wie aus einem Grab heraus.

"Da können wir nichts mehr machen", bestätigt der Schulherr.

"Wohl können wir!" ruft der Bingweibel und schlägt wieder mit der Faust auf den Tisch. "Wenn's die Gmeind als Gmeind nid macht, so machen wir's als freie Männer von Lauwiss."

Wieder schüttelt der Schulherr den Kopf und der Gäßlipeter und alle andern mit ihm. „Es geht nicht."

"Wohl geht's", behauptet der Weibel.

"Das kann nur die Gmeind."

"Nur die Gmeind! Da wären wir nid z'Lauwiss, wenn nur die Gmeind das könnt'! Wer hat gerodet im Röhrli und zu Mühlbach? Wer Gstrüpp und Gröll abgeräumt und geebnet zu Obseewiss? ... Die Gmeind? ... Ich meine doch, lang, eh eine Gmeind' war, haben wackere Männer auf eigene Faust gereutet. Hätten sie schon damals wegen jedem Hick und Hoger so einen Gemeinderat krätzeln müssen, so wär zu Lauwiss heut noch eine Wildnis, daß keine Geiß durchkäme."

Jetzt geht ein Nicken rings um den Tisch. Der Hansli sieht, daß der Vater recht bekommt und zappelt vor Freud und wirft den Kopf in die Höhe, daß er an der Bettstelle anprallt. Es wird ihm ganz schwarz und schwank vor den Augen. Über des Vaters strenge Stimme hört er doch noch von der Stube herauf: „Was ist los da oben?“

Der Hansli kriecht mit verbissenem Mund unter dem Bett hervor und nistet sich rasch unter der großen Federdecke im Laubsaal wieder ein.

Ein paarmal greift er noch an seinen schmerzenden Schädel. Dann aber übersprudelt die Freude den Schmerz. Der Vater bekommt recht. Der See muß fort. Das weiß er jetzt sicher. Und dann, dann kommt alles hervor, was jetzt noch unter den grünen Wellen begraben liegt. Die ganzen überschwemmten Schätze aus der Heidenzeit: die versunkenen Schiffe, die goldenen Schalen, die Speise und Speere und Helme der Krieger und, wer weiß, auch jene unheiligen Götzengräber, die der lieb heilig fand Bat in den See geworfen hat, als er die Lehren vom wahren Gott und Heiland Jesus Christus gen Lautwiss brachte.

Dem Hansli schimmert's und flimmert's vor den Augen von all dem Gold und edlen Gestein, das er an Waffen und Ringen und Ketten auf dem Lauwiserseeboden liegen sieht. Was wird da der Vater für einen Triumph erleben!

Er jubelt in der Seele und lächelt und lächelt noch lange im Traum.

Etwas vom Mattlidoktor und von seinen Rechnungsbüchern

Auf dem holperigen Weg am Tschorren watet die hübsche, junge Frau des Mattlidoktors durch den nassen Neuschnee. Schon bald ein halbdutzendmal hat sie den Weg von Mühlebach bis zum großen Ranz gemacht, hat dort Ausschau gehalten, den Schnee vom Rocksaum gewischt und aus vollen Backen in den großen Pelzstoß gehaucht, daß sich drin die frostrotten Hände rascher wärmen, und ist dann enttäuscht wieder zurückgekehrt. Immer und immer noch kommt der Ersehnte nicht. Er hat ihr verboten, ihm jemals weiter entgegenzukommen als bis zur Stelle, wo man noch zurückblicken kann auf das Dorf. Denn weiter unten, wo das Gelände steiler und der Weg einsamer wird, ist man nie ganz sicher vor Wegelagerern. Und der Mattlidoktor möchte sein liebes Weibchen in keiner Gefahr wissen.

Doch sie kann nicht anders. Seitdem er voriges Jahr mit blutender Schläfe aus dem Hauptort zurückkehrte, weil ihm nach der Ratsitzung im Streit über die Freischärerei der Firsteler Rats herr einen Tägel an den Kopf geworfen hatte, seitdem zittert sie jedesmal, wenn er hinunter muß gen Landern in den Rat. Und sie zählt die

Biertelstunden, bis er wieder kommt, und geht ihm entgegen so weit sie nur kann und darf und schüttet ihr sanftes Lächeln wie einen schimmernden Tau über all das Schwarze und Schwere, das sie ihm drunten im Unterland anhängen möchten.

Ob er heute erreicht hat, was er wollte? Ob er's beim Rat zu Landern durchgesetzt hat, daß den Trockenem ihr frecher Angriff auf den See flipp und klar verboten wird? Ohne sich nach dem Gemeindepräsidenten und seinen getreuen Ratsherren umzusehen, haben die an der Gemeindeversammlung Gebodigten gleich darnach alle Stuben und Ställe zu Lauwiss abgelaufen und die Männer aufgewiegt, daß sie ihre eigenen Köpf und Bächen einsetzen und auf eigene Faust das Werk anpacken, das die Gemeinde nicht wagte. Und gar manche Hand, die sich an der offenen Gemeinde für den Präsidenten und gegen den Seeabzug erhoben hatte, unterzeichnete der neuen Genossame.

Wie frech und selbstherrlich sie jetzt losfahren! Wie eine eroberte Kriegsfahne trugen sie dieser Tage den großen Bohrer durchs Dorf hinunter, gerade an des Mattlidoktors Haus vorbei. Und wie höhnisch sie lächeln, wenn sie auf ihrem Weg zum angebrochenen Stollen dem Doktor mit ihren Pickeln und Schaufeln begegnen!

Nein. So kann es nicht weiter gehen. Das reibt den guten Mann auf und die sanfte, junge Frau mit ihm. Sie mag kochen was sie will, keine rechte Mahlzeit nimmt er mehr. Immer wieder sieht sie ihn heimlich die kleine Faust ballen. Und des Nachts, wenn sie sich schlafend stellt, daß auch er endlich Ruhe finde, dann wälzt er sich im Bett herum und wirft die Decke hinunter und zerknittert das Laken und murrt und stößt manch zerdrückten, heillosen Fluch heraus.

Wenn's doch ein End nähme! Wenn er doch um Gottes willen recht bekommen hat zu Landern! Die kleinen Füße drücken die festen Lederschuhe tief in den Schnee und bahnen den Weg um den Tschorren herum, viel weiter, als es der Doktor erlaubt hätte. Aber so sehr sie ihre Augen anstrengt, er kommt noch nicht.

Zäh ist's jedenfalls gegangen, sonst wäre er jetzt zurück. Daß es Kreuz gelte, konnte man ja

denken. So wie der Bingweibel und der Schulherr und der Sternenwirt allen Ratsherren im Unterland nachgelaufen sind und ihnen gewedelt haben. Und der Kaufherr dunten zu Landern, der mächtigste von allen, hatte dem Mattlidoktor auf seinen Klagebrief statt einer Antwort eine Baslerzeitung geschickt, in der schon ein ganzer Küber voll Ruhm über die wackeren Männer von Lauwiser geworden ist, diese gewaltigste aller Pfeifen hängt schlaff an der rechten Seite seiner braunelben Weste herunter.

Nein. Leicht konnte es nicht gehen. Aber ein so gescheiter Kopf, wie der Mattlidoktor, zermurbt mit seinen Winken und Witzen auch den härtesten Boden. Wie kann man anders als sich ihm ergeben, wenn er einen mit seinem stählernen Blick so gewaltig ansiezt und mit seinen höhnischen Worten aller Widerrede den Haken schlägt.

Die kleine Frau bleibt plötzlich stehen und starrt auf die mit noch unberührtem Schnee bedeckte Straße. Sie darf nicht weiter. Das könnte seine Laune nur verschlimmern.

Raum hat sie den äußersten Punkt ihres erlaubten Weges am Tschorren wieder erreicht, so bleibt sie plötzlich stehen und wendet sich um. Sie hat etwas gehört oder gespürt ... Ja, er ist's! Dort unten, zwischen den schwer überschneiten Tannen kommt er zum Wäldchen heraus.

Sie eilt ihm entgegen. Aber wie sie ihm näher kommt, fangen ihre Schritte an kürzer und träger zu werden. Ihr Herz klopft lauter. Ihr Atem wird bang. Um Gottes Willen, es hat gefehlt.

So rasch und fest er voranschreitet, sie sieht es dennoch: er ist geschlagen. Daz er die Pelzkappe so tief über die Ohren gezogen und die Hände in den Manteltaschen verborgen hat, sagt nichts bei solcher Kälte. Daz er mit seinen kurzen Beinen so weit und fest ausschreitet, ergibt sich durch seine Eile und den ungebahnten, verschneiten Weg. Aber die Pfeife! Kein Rauch steigt aus seiner Pfeife auf. Und der Rauch aus seiner Pfeife begleitet doch sonst den Mattlidoktor auf allen seinen Wegen, wie das Dampfroß, das sie drüben in England erfunden haben und jetzt immer durch weitere Strecken jagen. Die große Pfeife, die er von der Universität heimgebracht hat und die zu einer Sehenswürdigkeit für alle

Lauwiser geworden ist, diese gewaltigste aller Pfeifen hängt schlaff an der rechten Seite seiner braunelben Weste herunter.

Die Doktorsfrau streichelt die grauen Haare ihres Pelzstoßes im Gefühl, daß sie streicheln und trösten muß und doch da nicht trösten darf, wo sie am allerliebsten trösten möchte.

Er erwidert kaum ihren Gruß und stapft voran, als wäre sie Luft. Sie folgt ihm mit raschen Schritten, bald neben ihm durch den unberührten Schnee, bald hinter ihm her. Er sagt kein Sterbenswörtchen. Erst als sie der Dorfkapelle nahen und er drunten beim Stall den Weibel sieht, wie er eine Kuh beim Horn packt und sie vom Brunnen weg in den Stall führt, da spuckt er etwas vor sich hin wie: „Drach!“

Wie ein Hündchen feucht sie hinter ihm her durchs Dorf und greift von Zeit zu Zeit an die Seite, wo sie einen schneidenden Schmerz spürt. Beim Haus angekommen, will sie rasch voran, die Türe zu öffnen, doch er kommt ihr zuvor. Er springt die Treppe hinauf und reißt die Türe zur Apotheke auf, obwohl ihn die sanfte Frau mit dünnem, zitterndem Stimmen bittet, doch gleich zum Nachessen zu kommen, es warte im Ofenrohr.

Vom Regal überm Pult reißt er ein dickes Heft herunter und wirft es seinem Frauchen hin.

„Schau nach, wieviel mir der Weibel schuldet!“

Die kleine Frau ergreift das Heft mit bebender Hand, durchläuft das Register und sagt dann nach raschem Blättern bang: „Achtzehn Batzen fürs letzte Kindbett seiner Frau ...“

„Das ist zu wohlseil. Schreib fünfundzwanzig!“

Die Frau gehorcht.

„Und weiter nichts?“

„Elf Batzen für Schneiden und Medizinen bei seiner Blutvergiftung im letzten Augsten.“

„Schreib dreundzwanzig Batzen!“

„Seine Frau hat den Verbandstoff selber aus alten Zweihlen geschnitten und dazu gegeben,“ wagt die kleine Frau zu bemerken.

„Schreib!“ brüllt er. Und sie gehorcht. Sie weiß, daß er seinen armen Lauwisen immer ums Halb die billigeren Konten macht, als es im Unterland und gar in den Städten Brauch



ist. Aber daß er aus lauter Wut nun gerade so viel aufschmiert, das dünnst sie doch nicht recht.

„Und sonst nichts mehr?“

Nein. Sonst ist für den Weibel nichts mehr notiert. Wenigstens im Medizinbuch nicht. Aber die 280pfündige Gült auf des Weibels Heimen, die hat der Mattlidoktor trotz seinem schlechten Zahlengedächtnis im Kopf. Schade, daß sie erst wieder auf den nächsten Martinstag gefündigt werden kann. Aber dann! Dann soll's der Weibel erfahren!

Bis tief in die Nacht hinein muß die kleine Frau nachgesalzene Konti und Zahlungsaufforderungen schreiben für die Trocken. „Wenn sie voriges Geld haben, daß sie Pulver und Näpper anschaffen können und fremde Werkleute zah-

len und die Unterländer Ratssherren schmieren, daß sie ihnen durch alle Narretei zu stehen, so sollen sie jetzt zuerst dem Mattlidoktor ihre alten Schulden zahlen.“

Raum wagte sie, ihm beim Nachtessen zu sagen, der Wydischreiner habe berichtet, er möchte doch diesen Abend noch zu seinem Bub kommen, er habe wieder mehr Hitzen und sei nicht imstand einen Tropfen Milch zu schlucken. Sie weiß ja, daß auch der Wydischreiner mit den Trocken gezeichnet hat. Aber schließlich mußte es doch sein. Der Mattlidoktor murkte etwas vor sich hin, schlüpfte aber gleichwohl in seinen feuchten Mantel und schleppete seine müden Glieder in die kalte Nacht hinaus, sobald er sich nach Tisch befreizt hatte.

(Fortsetzung folgt)

W O L K E N B I L D E R *Mina Stünzi*

Siehst du am Himmel die Wolken ziehn?
Schau, wie sie kommen und wie sie flieh'n.
Und wie die dunklen und silberhellen
die schönsten Gebilde zusammen stellen;
dort geht ein Kindlein auf leuchtender Flur,
gradwegs zum Himmelstor führt die Spur.
Und aus dem Guckfenster, dem dunkelblauen,
tut, mein ich, wohl gar der Herrgott schauen?
Und hier zieht ein silberweisser Schwan
durch lichtblaue Wellen seine Bahn,
nun hebt er die Flügel — doch leise, leise
zerflattern sie ihm in weitem Kreise.
Dort — schau doch, mein Kind — ein gold'ner Berg,
Höhlen darin, und ein grauer Zwerg
trägt funkelnnde Steine in seinem Schosse,
bringt er sie wohl zum Feenschlosse?
Das, können wir heute nicht mehr seh'n,
mein liebes Kind, wir müssen nun geh'n.
Es kommt jetzt die grosse Wolkenpause!
Und — Väterchen sehnt sich nach uns, zu Hause.